



LESE-  
PROBE

Rachilde  
Monsieur  
Vénus

*Roman*

RECLAM 

## Rachilde und ihr Roman *Monsieur Vénus*

Aus dem Nachwort von Martine Reid

Die Geschichte Marguerite Eymerys (1860–1953) beginnt auf dem Land, auf einem schönen Anwesen in Le Cros, zwischen Château-l'Évêque und Périgueux. Ihr Vater, Joseph Eymery, ist der uneheliche Sohn des Marquis d'Ormoy; der gutaussehende Mann, seines Zeichens Offizier, hatte den Afrikafeldzug mitgemacht. Ihre Mutter gehört als Tochter des Chefredakteurs der Zeitung *Courrier du Nord* einer alten bürgerlichen Familie an und hat eine beachtliche Aussteuer mitbekommen. In *Quand j'étais jeune*, 1947, schildert Rachilde in kurzen Kapiteln eine einsame Kindheit, die von den Persönlichkeiten ihrer Eltern schwer belastet ist. Tief gedemütigt von der Niederlage Frankreichs im Jahr 1870, kehrt ihr Vater, auf immer von den Pocken entstellt, nach harten Monaten aus deutscher Gefangenschaft zurück; er ist jetzt wortkarg, manchmal gewalttätig und spricht dem Alkohol zu, und seine Tochter bemitleidet ihn sehr. Ihre Mutter ist nervenkrank und versinkt erst in Depression, dann im Wahnsinn, und zwar in solchem Maße, dass sie ihr Leben im Hospiz zu Charenton beschließt. Als Kind, erinnert sich Marguerite, empfand sie schon sehr früh die starken Zwänge, die jungen Mädchen ihres Milieus auferlegt wurden:

Eine anständige junge Dame darf keinen Wein trinken, kein rotes Fleisch essen. [...] Sie muss sich stets gerade halten und darf nie einen Sessel oder ein Sofa wählen, um sich hinzusetzen. Sie muss warten, bis sie gefragt wird, bevor sie ihre Meinung kundtut, und es unterlassen, Fragen zu stellen. Bei Tisch darf sie nie um etwas bitten. Sie muss vermeiden, bei Herren höher als auf das Schuhwerk zu sehen.

Während diese wohlbekannten »Benimmlektionen« ihr, wie sie sagt, »wie Ohrfeigen« erteilt wurden, erhält sie gleichwohl auf Weisung des Vaters eine in mancher Hinsicht noch grausamere Erziehung:

Da das Unglück wollte, dass ich ein Mädchen bin, wurde mein Charakter dadurch geformt, dass man mich dazu brachte, sämtliche Risiken einzugehen, vor denen man schwache Wesen normalerweise zu bewahren trachtet. Ich konnte reiten, fechten, über einen Meter hohe Gatter springen und bei der Hirschjagd im Galopp folgen ... Ich tröstete mich, indem ich nachts las oder schrieb. [...] Mein Vater [...] wusste nur den Mut zu würdigen und widmete diesem an ein Mädchen verloren gegangenen Jungen, den seine Tochter für ihn darstellte, nur dann Aufmerksamkeit, wenn er ihn für fähig hielt, einen Befehl auszuführen oder eine Anweisung zu befolgen.

Durch diese strenge Erziehung ist Marguerite Eymery ein von Grund auf *doppeltes* Wesen, sie wird zu einem solchen gemacht und macht sich selbst dazu: junger Mann / junge Frau, frei und unter Zwang, grob und sanft – das ist eine reine Frage der »Rolle«, wie sie selbst schreibt. Innerhalb dieses Rahmens werden Lesen und Schreiben zu einer Form echter Rebellion, und die Literatur ermöglicht, sich in ein *Anderswo* zu träumen, weg aus dem Haus und dem Garten, weg aus Le Cros, weg aus dem Périgord.

Früh die erste Kühnheit. Als sie fünfzehn Jahre alt ist, beschließt Marguerite, eine der Erzählungen, die sie geschrieben hat, Victor Hugo zu schicken, *Premier amour*. Der berühmte Mann antwortet mit vier Worten: »Dank, Beifall. Courage, Mademoiselle.« Man kann sich denken, dass ihn der Brief nicht viel Mühe gekostet hat, dass er ständig solche Botschaften in alle Winkel eines Frankreichs schickt, das darauf



hin davon träumt, sich in der Literatur einen Namen zu machen. Jedenfalls: Das junge Mädchen macht den Erhalt dieses Briefes zum Ausgangspunkt ihrer literarischen Karriere. Zu Pferd begibt sie sich nach Périgueux, spricht beim Direktor der Zeitung *L'Écho de la Dordogne* vor und bittet ihn, ihr eine Reportage über die großen Herbstmanöver anzuvertrauen, welche die Armee in der Umgebung abhält. Überzeugt, dass ihr Vater die Artikel schreiben werde, willigt der Direktor ein. Nun ist die junge Marguerite *Reporter*, weit entfernt von den Heiratsplänen Joseph Eymerys, der es sich in den Kopf gesetzt hat, sie mit einem seiner Offiziere zu vermählen.

Sie lässt nicht nach und veröffentlicht bald ein paar Erzählungen und dann, im Jahr 1880, einen ersten Roman, *La Dame des bois*, der in Fortsetzungen in der Zeitung *L'École des femmes* erscheint. *Monsieur de la Nouveauté* wird noch im selben Jahr veröffentlicht. Marguerite Eymery ist gerade zwanzig Jahre alt. Esoterik ist in Mode, Victor Hugo höchstpersönlich hat sich auf Guernsey darin einweihen lassen, wie man Gespräche mit dem Jenseits führt, und Tische gerückt. Marguerite behauptet schon seit einiger Zeit, sie schreibe nach dem Diktat von Geistern, insbesondere nach dem Diktat eines gewissen Rachilde, eines schwedischen Edelmannes aus dem 16. Jahrhundert. Da ihr »Rachilde« ihre Werke diktiert, wird sie Rachilde sein und mit diesem Namen

zeichnen. Sicher, die Geschichte ist etwas überdreht, aber diese ganz dem Zeitgeschmack entsprechende Mystifikation gestattet, das Schreiben von vornherein in den Bereich von Fiktion, Verkleidung und Zugehörigkeit zu einer anderen Epoche zu rücken. Sie erlaubt der jungen Marguerite, sich von einer problematischen Identität zu distanzieren, jener, die ihr ein Vater, der selbst ein Bastard ist (und von einem *Sohn* träumt, der die Wechselfälle seines eigenen Lebens für ihn rächt), und eine wahnsinnige Mutter (die von ihr als einer perfekten »jungen Dame« träumt, wie sie selbst es sicherlich war) verliehen haben. So wie Voltaire, Stendhal oder George Sand gibt Marguerite Eymery einen Namen – den, den ihr das Standesamt übertragen hat – für einen anderen auf, dank dessen sie sich eine ganz eigene Persönlichkeit schaffen kann, einen Beruf, eine Reputation, die ganz *ihr* (oder ihm) gehört. Und dazu dient hier zunächst die Literatur, sie ist es, die den mächtigen Wunsch nach Verwandlung gestattet, die den Bruch mit einer aufgezwungenen Identität ermöglicht, auch wenn »Rachilde«, weil klanglich sehr dem Vornamen »Mathilde« ähnelnd, eher weiblich als männlich konnotiert ist.

»Was ist die Phantasie?«, fragt Rachilde, immer noch in *Quand j'étais jeune*. »Sie [...] ist der Geist von nebenan, der des anderen, sie ist die Legende, die der Geschichte überlegen ist.« Man könnte es nicht besser sagen. Anders sein, von nebenan, eine Legendengestalt angesichts der wahren Geschichte, das ist genau das, was »Rachilde« gleich bei ihrem Eintritt in die Literatur sein möchte. Bald beantragt und erhält die junge Frau vom Pariser Polizeipräsidium die Erlaubnis, sich als Mann zu kleiden und so in der Stadt unterwegs zu sein, ein außergewöhnliches Privileg, das zu jener Zeit nur Madame Dieulafoy, eine der ersten Archäologinnen, Madame de Montifaud, eine einflussreiche *Femme de Lettres*, die das Image einer Amazone pflegt, und die Schauspielerin

Sarah Bernhardt genießen. Im Übrigen lässt sie Visitenkarten drucken, auf denen steht: »Rachilde. Homme de Lettres.« Der Absprung ist geglückt, die Leinen zur Familie und zum Périgord sind endgültig gekappt.

### ***Monsieur Vénus* oder die Umkehrung der Geschlechter**

Anfangs ging es nur darum, zu beweisen, dass man imstande war zu schreiben und zu veröffentlichen. Jetzt muss man weiter gehen, seine Feder in Vitriol und Schwefel tunken, einer besonders einfallsreichen und perversen, grausamen und kostbaren Vorstellungskraft freien Lauf lassen. *Monsieur Vénus, roman matérialiste* wird zunächst 1884 in Brüssel beim Verlag Brancart veröffentlicht. Rachilde, die sich der schockierenden Natur der meisten Szenen bewusst ist, hatte erwogen, ihren Roman außerhalb Frankreichs zu veröffentlichen, um jegliches Problem mit der Zensur zu vermeiden. Dennoch wird *Monsieur Vénus* in Belgien wegen Verstoßes gegen die Sitten verboten. Der Autorin drohen zwei Jahre Gefängnis und eine Geldbuße von zweitausend Franc. Der Skandal ist erheblich und die Feindseligkeit seitens der meisten Kritiker heftig. Von den einen erhält Rachilde den Beinamen »Mademoiselle Baudelaire«, andere nennen sie »Königin der Décadents«. »In ihrem Hirn hat sie eine Bettstatt, in der sie Fräulein Sappho und Herrn Ganymed Unzucht treiben lässt«, schreibt der Dichter Jean Lorrain. Aber worum geht es eigentlich?

Mademoiselle de Vénérande, reich, aus gutem Hause, ebenso elegant wie gebildet, lernt durch Zufall einen jungen Lehrling kennen, Jacques Silvert, der als Blumenmacher arbeitet, um seine Schwester Marie zu unterstützen. Die junge Frau ist sofort hingerissen von seiner Gestalt, einer Mischung

aus tierischer Fügsamkeit und kindlicher Sanftheit, die eher weiblich als männlich konnotiert ist. In dem Streitgespräch zwischen einem Mann und einer Frau, das am Beginn der Handlung steht, hat Rachilde von vornherein die Konstellation verändert, die Kräfteverhältnisse umgekehrt, der weiblichen Figur die sozial und intellektuell dominierende Position zugewiesen. Bald quartiert Raoule de Vénérande den Künstler in einem Atelier am Boulevard Montparnasse ein; als »ausgehaltener Mann« ist dieser fortan vom Belieben seiner Herrin abhängig. Dem Mann, der ihr einen Heiratsantrag gemacht hat, dem Baron de Raittolbe, erklärt die junge Frau, dass sie, von den Männern angeekelt, andere Lüste erträume und zum ersten Mal ein wirklich *Verliebter* sei, verliebt in einen Mann, »dessen Seele mit ihrer weiblichen Prägung sich in der Hülle vertan hat«. Indem sie sich »immer mehr in einem gemeinsamen Gedanken: der Aufhebung ihres Geschlechts« vereinen, gehen die beiden Liebenden so weit, dass sie ihre Kleider tauschen (Jacques trägt das Kleid, Raoule den Gehrock) und sich in den Kopf setzen, die Merkmale ihres Geschlechts bis ins Rauschhafte umzukehren, um »das vollständige Wesen, von dem die Legenden der Brahmanen erzählen, zwei Geschlechter in einer Gestalt« zu bilden. Raoule de Vénérande heiratet schließlich Jacques, um sich seines vollen und endgültigen Besitzes zu versichern. Raittolbe, den dieser Rollentausch außerordentlich verstört, verliebt sich in Jacques und macht ihn zu seinem Geliebten; dann ist es an Martin Durand, einem jungen Architekten, dem Zauber des Invertierten zu erliegen. Raoule, betrogen (wie ein Mann, der seine Frau in den Armen eines anderen überrascht) und ein Opfer von Verwirrungen, die sie selbst herbeigeführt hat, bittet Raittolbe, den jungen Mann zum Duell zu fordern und ihn zu töten. [...]

## **Monsieur Vénus – Leseprobe**

Aus Kapitel I

Mademoiselle de Vénérande tastete in dem schmalen Flur, den ihr der Concierge angegeben hatte, nach einer Tür.

Diese siebte Etage war völlig unbeleuchtet, und die Angst überkam sie, unversehens in eine zwielichtige Absteige zu geraten; da fiel ihr das Zigarettenetui ein, in dem alles für ein wenig Licht vorhanden war. Im Schein eines Zündholzes fand sie die Nummer 10 und entzifferte folgendes Schild:

*Marie Silvert, Kunstblumen, Musterzeichnungen.*

Und da der Schlüssel steckte, trat sie ein, doch auf der Schwelle schnürte ihr ein Bratapfelgeruch die Kehle zu und ließ sie auf der Stelle stehen bleiben. Kein Geruch war ihr so zuwider wie der von Äpfeln, daher musterte sie mit angeekeltm Schaudern das Mansardenzimmer, bevor sie sich bemerkbar machte.

An einem Tisch, wo auf einem schmierigen Topf eine Lampe qualmte, saß mit dem Rücken zur Tür ein Mann, der in eine sehr knifflige Arbeit vertieft schien. Um seinen Oberkörper schlang sich über einem weitgeschnittenen Kittel in Spiralen eine Rosengirlande, großblütige, fleischfarbene, in satinierten Granattönen changierende Rosen, die sich zwischen seinen Beinen hindurchrankten, seine Schulter umwandten und sich um seinen Kragen wickelten. Zu seiner Rechten stand ein Goldlackgebinde, zu seiner Linken ein Büschel Veilchen.

In einer Zimmerecke häuften sich auf einer zerwühlten Pritsche papierene Lilien.

Ein paar missratene Blumenstängel und verdreckte Teller, inmitten derer eine leere Weinflasche aufragte, lagen zwi-



schen zwei löchrigen Korbstühlen herum. Ein kleiner Ofen mit einem Sprung sandte sein Rohr durch das Dachlukenfenster und blickte mit seinem einen rotglühenden Auge begehrlisch auf die vor ihm hingebreiteten Äpfel.

Der Mann spürte den kalten Luftzug, der durch die offene Tür hereindrang, schob den Lampenschirm hoch und drehte sich um.

»Habe ich mich geirrt, Monsieur?«, fragte die Besucherin unangenehm berührt. »Marie Silvert, bitte?«

»Da sind Sie schon richtig, Madame, jetzt gerade bin ich Marie Silvert.«

Raoule konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen: Mit dieser männlich klingenden Stimme wirkte die Antwort etwas sonderbar, die verlegene Haltung des Burschen mit den Rosen in der Hand half dem nicht ab.

»Sie stellen Kunstblumen her, genau wie eine echte Blumenmacherin?«

»Gewiss, muss ich ja. Hab 'ne kranke Schwester, schau Sie, da, in dem Bett, da schläft sie ... Armes Mädchen! Wirklich sehr krank. Schlimmes Fieber, ihr zittern die Finger. Bringt nichts Gescheites zustande ... Ich, ich versteh was vom Malen, aber ich hab mir gedacht, wenn ich ihre Arbeit übernehme, verdien ich mehr als mit Tiere zeichnen oder Fotos abmalen. Die Aufträge regnen nicht gerade vom Himmel«, sagte er abschließend, »aber ich komm schon über die Runden.«

Er reckte den Hals, um zu schauen, ob die Kranke schlief. Nichts rührte sich unter den Lilien. Er bot der jungen Frau einen der Korbstühle an. Raoule zog ihren Nerz umhang enger zusammen und setzte sich widerwillig; ihr Lächeln war verschwunden.

»Madame wünschen?«, fragte der Bursche und ließ die Girlande fallen, um den Kittel zu schließen, der über seiner Brust weit offen stand.

»Man hat mir«, antwortete Raoule, »die Adresse Ihrer Schwester gegeben und sie mir als echte Künstlerin empfohlen. Ich muss sie unbedingt wegen eines Ballkleids sprechen. Können Sie sie nicht wecken?«

»Ein Ballkleid? Ach, keine Sorge, Madame, da muss man sie nicht wecken. Ich mach Ihnen das ... Schauen wir mal, was brauchen Sie denn? Pikeearbeiten, Litzen, Applikationen?« ...

Die junge Frau fühlte sich nicht gut, am liebsten wäre sie gegangen. Auf's Geratewohl griff sie nach einer Rose und musterte eingehend deren Inneres, das der Blumenmacher mit einem Kristalltropfen benetzt hatte:

»Sie haben Talent, viel Talent«, sagte sie, während sie zugleich die seidenen Blütenblätter auseinanderbog ... Dieser Bratapfelgeruch wurde ihr unerträglich.

Der Künstler nahm gegenüber seiner neuen Kundin Platz und zog die Lampe vom Rand des Tisches zwischen sie. So sitzend, konnten sie sich von Kopf bis Fuß betrachten. Ihre Blicke kreuzten sich. Wie geblendet blinzelte Raoule hinter ihrem Hutschleier.

Marie Silverts Bruder war ein Rotschopf – von sehr dunklem Rot, fast raubtierhaft, leicht gedrungen um die hervortretende Hüftpartie, gerade Beine mit schlanken Fesseln.

Sein Haar wurzelte tief in der Stirn, ohne Wellen oder Locken, vielmehr drahtig, dicht, und man ahnte, dass es sich jedem Kamm widersetzte. Die Augen unter den schwarzen, scharf geschnittenen Brauen waren ungewöhnlich dunkel, gleichwohl dümmlich.

Dieser Mann hatte den flehenden, leicht feuchten Blick eines geprügelten Hundes. Solche Tiertränen treffen immer schrecklich ins Herz. Sein Mund besaß die festen Konturen gesunder Münder, die der Rauch, der sie mit seinem männlichen Duft sättigt, noch nicht hat welken lassen. Bisweilen blitzten hinter den überroten Lippen ungemein weiße Zäh-

ne auf, und man fragte sich, warum diese Milchtropfen nicht zwischen den beiden Glutscheiten verdampften. Das Kinn mit seinem Grübchen und dem ebenmäßigen, kindhaften Fleisch war hinreißend. Der Nacken hatte ein Fältchen wie bei einem Neugeborenen, das Speck ansetzt. Einzig die recht große Hand, die dunkle Stimme und das widerspenstige Haar ließen bei ihm auf sein Geschlecht schließen.

Raoule vergaß ihre Bestellung; eine merkwürdige Benommenheit befahl sie und nahm ihr sogar die Worte.

### Aus Kapitel III

Raoule schleuderte ihren Mantel auf einen Sessel und kam zurück, schlank und mit hochgestecktem Haarknoten, in einem hautengen schwarzen Kleid mit Schwalbenschwanz, das über und über mit Schnüren besetzt war.

Diesmal funkelte an ihr kein Schmuckstück, das diese fast männliche Garderobe hätte auflockern können. Nur am linken Ringfinger trug sie einen Siegelring mit einer Kamee, die in zwei Löwentatzen gefasst war.

Als sie Jacques' Hand wieder ergriff, bekam er einen Kratzer ab. Unwillkürlich durchfuhr ihn ein Gefühl des Schreckens. Dieses Wesen war der Teufel.

Sie versetzte alles um sich herum in das schamloseste Treiben. Jacques verzog das Gesicht ... Die Nymphen stützten sich auf den Rücken der chinesischen Satyrn ab, die Helme saßen auf den Büsten, die Spiegel kippten um und reflektierten die Decke, die Puffs rollten zwischen die dünnen Beine der Staffeleien, und die Trophäen nahmen prahlerische Posen ein.

»Wir sind verloren«, dachte der Blumenmacher aus der Rue de la Lune.

»Jetzt kommen Sie aber; Sie müssen sich schon selbst anziehen, ich zweifle jedoch sehr an dem Erfolg.«

Raoule lachte spöttisch und sagte sich, dass man aus diesem plumpen Kerl nichts würde machen können.

Sie zog einen der Türvorhänge beiseite. Jacques schrie auf.

»Ah, ich verstehe! Auf den Gedanken eines Schlafzimmers sind Sie nicht gekommen: Das übersteigt Ihre Vorstellungskraft.«

Sie entzündete eine der Wachskerzen, die in den Kandelabern steckten, und ging Jacques voran in einen blassblau behangenen Raum. Darin stand ein Himmelbett, dessen grün-schattierte venezianische Vorhänge von Flandrischer Spitze gerafft wurden. Die Stoffe, die bei der Einrichtung ihres Sommerzimmers übrig geblieben waren, hatte Raoule einfach den Tapetenwerkern geben lassen. Dahinter schloss ein kleines Bad mit einer Wanne aus rotem Marmor an.

»Schließen Sie ab, wir plaudern durch den Brokatell hindurch.«

Und in der Tat plauderten sie, jeder auf seiner Seite des Vorhangs, er plantschte im Wasser, welches er kalt fand, da es vor ihrer Ankunft bereitet worden war; sie lachte über seine Unwissenheit.

»Denken Sie bitte daran, dass ich ein Junge bin«, sagte sie, »ein Künstler, den meine Tante ihren Neffen nennt ... und dass ich Jacques Silvert als Freund aus Kindertagen diene ...

Sind Sie jetzt fertig? Oberhalb der Wanne finden Sie ein Parfum von Lubin, daneben einen Kamm. Ist er nicht lustig, der Kleine? Mein Gott, ist er drollig! ... «

Jacques suchte nach Worten. Alles in allem musste die bessere Gesellschaft wohl freizügiger sein als die, die er kannte.

Und mit neuem Mut gab er Schlüpfrigkeiten von sich und fragte, ob sie auch wegschaue, das wäre ihm sonst natürlich unangenehm ...

Dann schüttete er ihr sein Herz aus und erzählte, wie sein armer Vater in einem Räderwerk umgekommen war, in seiner Heimat Lille, als er einen über den Durst getrunken hatte; wie seine Mutter sie fortgejagt hatte, um sich mit einem anderen Mann einzulassen. Sie seien dann in sehr jungen Jahren nach Paris gegangen, Bruder und Schwester ... Und seine liederliche Schwester wusste schon so einiges! Sie hätten sich ihr armseliges Brot selbst verdient ... Von den Ausschweifungen Maries erzählte er nichts, aber er fing an, sich lustig zu machen, um diese traurige Wehmut loszuwerden, die ihm die Brust zusammendrückte: Man gab ihnen Almosen ... Wie hätte er das unterscheiden können? Ach! Es war erniedrigend. Und er dachte nicht an die verderbten Empfehlungen Maries, während er im schimmernden Wasser den Kratzer betrachtete, den ihm der Siegelring zugefügt hatte.

Schließlich gab es ein Rumpeln in der Wanne.

»Ich habe genug!«, rief er, plötzlich von der Scham verstört, dass er ihr sogar die Sauberkeit seines Körpers verdankte.

Er suchte nach einem Tuch, stand tropfend da, die Arme in der Luft. Ihm war, als zerze man am Vorhang.

»Wissen Sie, *Monsieur de Vénérande*«, sagte er pikiert, »selbst unter Männern gehört sich das nicht ... Sie gucken! Ich frage Sie, wie Ihnen an meiner Stelle zumute wäre.«

Und er dachte, dass diese Frau unbedingt wollte, dass man über sie herfällt.

»Da täuscht sie sich um so mehr«, setzte er sehr verstimmt hinzu, mit von dem kühlen Bad ruhigen Sinnen, und zog sich einen Morgenrock über.

Wie angewurzelt stand Mademoiselle de Vénérande hinter dem Vorhang, sie sah ihn, ohne sich bewegen zu müssen. Der schwache Schein der Kerze fiel träge auf seine helle Haut, die wie ein Pfersich über und über mit Flaum überzogen war.

Er hatte sich zur Rückseite des Bads gedreht und spielte die Hauptrolle in einer Szene bei Voltaire, die eine Kurtisane namens Rotmund in allen Details schildert.

Sein Rückgrat lief in einem der Venus Kallipygos würdigen Halbrund aus und hob sich dann hervor, fest und fleischig, wie zwei Halbkugeln aus Parischem Marmor, durchscheinend wie Bernstein. Die Oberschenkel waren nicht ganz so kräftig wie die einer Frau, doch so gerundet, dass sie keine Spur des Geschlechts aufwiesen. Die hohen Wadenansätze schienen die Beine fast anzuheben und das Gesäß den gesamten Rumpf hervorzudrücken, und diese Unverschämtheit eines Körpers, der sich seiner selbst nicht bewusst zu sein schien, machte ihn noch reizvoller. Die Ferse war so stark gewölbt und rundlich, dass sie nur auf einer einzigen, kaum wahrnehmbaren Stelle zu ruhen schien.

Die Arme hingen herab, und an den Ellenbogen sah man zwei rosige Löcher. Aus dem Spalt der Achseln, und sehr viel weiter darunter, kamen kräuselige goldene Löckchen hervor. Jacques Silvert hatte die Wahrheit gesagt, sie waren überall. Er hätte sich aber geirrt, hätte er beteuert, sie allein seien Zeichen seiner Männlichkeit.

## Kapitel VII

Der Mann, sitzend zur Rechten seiner selbst auf den Wolken eines imaginären Himmels, hat seine Gefährtin auf den zweiten Platz in der Rangordnung der Lebewesen verwiesen.

In diesem Punkt hat sich der männliche Instinkt durchgesetzt. Die untergeordnete Rolle, die der Frau beim Zeugungsakt durch ihren Körperbau aufgedrängt wird, weckt ganz offensichtlich die Vorstellung von Unterjochung, Unterwerfung.

Der Mann besitzt, die Frau erduldet.

Des Mannes Befähigung zur Leidenschaft geht nicht über die Grenzen seiner physischen Potenz hinaus. Sobald der Zeugungsakt vollbracht ist, ist er gesättigt. Nichts bleibt nach der sinnlichen Erfüllung.

Für die Frau hingegen verklären diese groben Handlungen das Fleischliche, der sinnliche Akt greift über auf das Geistige, ihre Vorstellungskraft erwacht zu grenzenlosem Verlangen.

Für den Mann ist alles gesagt; satt, zerschlagen, am Boden zerstört, bricht er zusammen, und doch prostituiert sich die Frau an seiner Seite, die nach Umarmungen lechzt, weitere Liebkosungen einfordert, neue Freuden beschwört, für ihre himmlischen Vorstellungen.

Der Mann ist Materie; die Frau ist Wollust, ist die ewig Dürstende.

Müssen wir nicht das Geheimnis brach liegender Glut, der einzigen Frucht unsäglichler Paarungen, in diesem gewaltigen Unterschied, diesem ungeheuren Gegensatz suchen?

Vergessen wir das Naturgesetz, zerfetzen wir den Zeugungspakt, negieren wir die Unterordnung der Geschlechter, dann verstehen wir die unerhörten Ausschweifungen jener anderen Prostituierten, der heidnischen Antike.

Es gibt nicht eine Leidenschaft, die heute als lasterhaft oder monströs gilt, die man damals nicht besungen, beweihräuchert, vergöttert hätte. Der Olymp ist bevölkert von Bastardgottheiten, die allesamt ihre Dichter hatten, ihre Anhänger, ihre Hohepriester.

Unter dem Grabtuch erloschener Geschlechter, Rom, Athen, Lesbos, röcheln noch die verfluchten Freuden.

Der milde Catull, der fromme Vergil, die untröstliche Sappho, der sinnenfrohe Horaz und so viele andere, besingen sie nicht für uns noch immer jene mystische Glut, die der Mann, begierig, sein Reich vollständig zurückzuerobern, seither geächtet hat, ohne sie je auszulöschen?

Aus dem Traum geboren, entziehen sie sich dem gewöhnlichen Joch. Ihre Ahnenreihe ist so unsterblich wie die Materie, die sie verwandeln, indem sie sie verklären!

Das Siegel der Schändlichkeit ist auf ewig zerbrochen. Ein jeder Tag verschafft der großen Orgie neue Gäste. Die Zahl der Epheben und der wahnsinnigen Jungfrauen vervielfacht sich. Der Rausch steigt an.

Als würdige Tochter jener, die sie gebar, wiederholt die moderne Zivilisation, inmitten der Stille und der Einsamkeit, die Hymne der Saturnalien.

Heute wie einst hat der Mann sich seiner Kraft entäußert, sein Szepter zerbrochen. Verweiblicht wie der Ephebe des Altertums, legt er sich zu Füßen der Wollust nieder.

Die Wollust ist Frau.

Im Strahlen der rächenden Morgenröte erahnt die Frau, dass der fabelhafte Fall des Mannes zur Möglichkeit wird.

Sie wird Liebkosungen erfinden, sie wird neue Beweise für die neuen Leidenschaften einer neuen Liebe entdecken, und so wird Raoule de Vénérande auch Jacques Silvert besitzen.





# RACHILDE

## Monsieur Vénus

Roman

Übersetzt von Alexandra Beilharz

und Anne Maya Schneider

Nachwort von Martine Reid

220 Seiten

Hardcover mit Schutzumschlag

und bedrucktem Bezug

12,5 × 20,5 cm

€ (D) 18,00 | € (A) 18,50

ISBN 978-3-15-011287-8

WG 1111

Deutsche Erstausgabe

**Erscheint am 25. September**

Auch als E-Book

ISBN 978-3-15-011287-8



# Paris und die Vielfalt des Liebens

Die französische Literatin mit dem Pseudonym Rachilde schrieb *Monsieur Vénus* im Paris der 1880er Jahre. Mit ihrem Roman und ihren Figuren verstieß sie gegen alle gesellschaftlichen und sexuellen Konventionen ihrer Zeit, denn die Geschlechterverhältnisse und -grenzen werden gründlich durcheinandergewirbelt:

Raoule de Vénérande ist eine wohlhabende junge Frau aus altem Pariser Adel. Sie verliebt sich in den Kunstblumenmacher Jacques Silvert, einen jungen Mann aus einfachen Verhältnissen. Gefolgt von allerlei Lieb-schaften, die beide mit Personen beiderlei Geschlechts eingehen, macht sie Jacques nicht etwa zu ihrem jugend-lichen Liebhaber – sondern zu ihrer Geliebten und schließlich zu ihrer Frau.

Zum ersten Mal auf Deutsch – in der vollständigen Originalversion.

»*Liebe kann in jeder Wiege,  
die man ihr bereitet, entstehen.*«